

Dietrich Busse

2. Bedeutung

Abstract: Dass *Bedeutung* ein umgrenztes, beschreibbares und erklärbares Phänomen darstellt, ist in der Geschichte der Sprachphilosophie, Sprachtheorie und Linguistik ebenso vehement bezweifelt wie bejaht worden. Die Tatsache, dass ‚*Bedeutung*‘ als ein *konstituiertes* Phänomen aufgefasst werden muss, d. h. als ein Produkt oder Ergebnis wissenschaftlicher, theoretisch geleiteter Konstruktions-Akte, macht es schwierig, es überhaupt als ein sozusagen ‚reines Phänomen‘ in den Blick zu nehmen. Der Versuch, dies dennoch zu wagen, erfolgt in drei Schritten (kognitiv, sozial, sprachlich). Danach wird ein knapper Überblick über verschiedene Zugänge zu ‚*Bedeutung*‘ und zu Bedeutungen in Linguistik und Sprachtheorie gegeben. Zu klären sind dann noch *Konstitution*, *Konstanz* und *Wandel* von Bedeutungen. Ein knapper Einblick in Methoden der Bedeutungsforschung schließt den Beitrag ab. Geleitet werden die Darlegungen von einem Verständnis von *Bedeutung* als einem Phänomen, bei dessen Erklärung und Beschreibung der Schwerpunkt auf der Analyse des verstehens- bzw. bedeutungsrelevanten Wissens liegen sollte.

- 1 Bedeutung – ein schwieriges Phänomen
- 2 Bedeutung als kognitives (epistemisches) Phänomen
- 3 Bedeutung als soziales Phänomen
- 4 Bedeutung als sprachliches Phänomen
- 5 Zugänge zu ‚*Bedeutung*‘ und zu Bedeutungen
- 6 Konstitution, Konstanz und Wandel von Bedeutungen
- 7 Methoden der Bedeutungsforschung
- 8 Literatur

1 *Bedeutung* – ein schwieriges Phänomen

Die in der vorliegenden Handbuchreihe beschriebenen Gegenstände sollen von der Seite der Phänomene her beschrieben werden (nicht vorrangig aus der Perspektive von Theorien und Disziplinen). Bereits hier fangen die Probleme mit dem Gegenstand dieses Artikels an. Ist „Bedeutung“ ein „Phänomen“, wie es möglicherweise andere der sprachlichen Gegebenheiten sind, die in großer Zahl Gegenstand der Artikel dieser Handbuchreihe sind? Dass Bedeutung ein umgrenztes, beschreibbares und erklärbares Phänomen darstellt, ist in der Geschichte der Sprachphilosophie, Sprachtheorie und Linguistik ebenso vehement bezweifelt worden (etwa von Wittgenstein in seinen Philosophischen Untersuchungen) wie dadurch bejaht worden, dass ja „Bedeutungsbeschreibungen“ – etwa in Form von Wörterbüchern – schon seit den ersten Anfängen der praktischen Sprachforschung eingeführt und üblich sind.

Nicht umsonst meldete der ausgewiesene Semantiker John Lyons (z. B. in Lyons 1983, 128) deutliche Zweifel am Gegenstandscharakter von „Bedeutung“ an, indem er zwei unterschwellige Prämissen traditioneller Sprachphilosophie und Linguistik sehr kritisch in den Blick nahm, nämlich die „*Existenzprämisse*“ („dass das, worauf man sich [...] mit dem Wort ‚Bedeutung‘ bezieht, überhaupt in irgendeiner Form existiert“) und die „*Homogenitätsprämisse*“ („dass alles, was als ‚Bedeutung‘ bezeichnet wird, seiner Natur nach ähnlich oder gar identisch ist“). Dazu erläuternd Busse (2009, 18f.):

Die *Existenzprämisse* rührt aus dem seit der Antike überlieferten Bedeutungs-Platonismus her, nämlich der Vorstellung, dass die ‚*Bedeutung*‘ eines Wortes als ‚*Idee*‘ (Platon, Locke) oder als ‚*Begriff*‘ eine eigenständige Existenzform habe; sowohl über die Begriffstheorie der Bedeutung als auch in der lexikalischen Semantik ist diese Existenzprämisse bis in jüngste semantische Konzeptionen erhalten geblieben. Die *Homogenitätsprämisse* findet sich einerseits schon in der Beschränkung von Semantik auf *Wortsemantik* wieder, andererseits in der damit zusammenhängenden Position auch modernster Syntax-Theorien, dass die Bedeutung eines Satzes als Zusammensetzung aus den Bedeutungen seiner Bestandteile (von denen die Wörter bzw. die sie bildenden Morpheme die ‚kleinsten selbständigen Einheiten‘ sind) aufgefasst wird (*Prinzip der Kompositionalität*). Dabei ist von vorneherein weder ausgemacht, ob alle ‚Wörter‘ (Substantive, Adjektive, Konjunktionen, Präpositionen, Partikel usw.) in gleicher Weise ‚Bedeutung‘ haben, noch, ob den verschiedenen Ebenen der Sprache (Wörter, Sätze, Texte) das Prädikat ‚*Bedeutung*‘ ohne weitere Unterscheidungen dieses zentralen sprachtheoretischen Begriffs zugesprochen werden kann.

Theorien und Modelle zum Phänomen *Bedeutung*, heute unter der Bezeichnung *Semantik* zusammengefasst (früher einmal auch *Semasiologie* genannt), sind das, was man mit einer häufig gebrauchten Metapher ein ‚vermintes Gelände‘ nennen kann; man könnte auch von einem theoretischen ‚Schlachtfeld‘ sondergleichen sprechen. Das Phänomen selbst – wenn es denn eines ist – scheint sich tendenziell der exakten wissenschaftlichen Erklärung und Beschreibung zu entziehen. Dieser Umstand hat in Phasen der Sprachforschung, in denen sich viele ihrer Vertreter verzweifelt darum bemühten, theoretisch und methodisch Anschluss an die von unseren Gesellschaften höher bewerteten Naturwissenschaften zu finden (so im amerikanischen Strukturalismus der 1940er und 1950er Jahre), dazu geführt, dass Viele es als unmöglich ansahen, *Bedeutung* überhaupt wissenschaftlich mit der gewünschten Exaktheit und Systematizität zu erforschen. Die Bedeutungsforschung (Semantik) wurde daher zeitweise aus der Linguistik ganz ausgeschlossen, oder wurde zumindest zu dem, was der Sprachpsychologe Hörmann (1976, 60) „die arme Verwandte (der Syntax)“ genannt hat.

Die Probleme mit der Vielgestaltigkeit desjenigen Phänomens oder Phänomenbereichs, der mit dem Wort *Bedeutung* (in seiner „semantischen“ Lesart) benannt werden soll, führen dazu, dass ‚*Bedeutung*‘ immer dann, wenn sie zu einem Gegenstand wissenschaftlicher (philosophischer, linguistischer, logischer, kognitions-wissenschaftlicher) Betrachtung wird, als ein *konstituiertes* Phänomen aufgefasst werden muss, das heißt, als ein Produkt oder Ergebnis wissenschaftlicher, theoretisch geleiteter Konstruktions-Akte. Dies macht es schwierig, überhaupt ‚Bedeutung‘

als ein sozusagen ‚reines Phänomen‘ in den Blick zu nehmen. Doch der Versuch, es dennoch einmal aus dieser Perspektive anzugehen, ist durchaus reizvoll und soll im Folgenden in drei Schritten (kognitiv, sozial, sprachlich) gewagt werden.

2 Bedeutung als kognitives (epistemisches) Phänomen

Was wir gewöhnlich *Bedeutung* nennen (hier: in der sprachbezogenen Lesart dieser Wortform) hat unzweifelhaft etwas mit dem zu tun, was wir geistig (oder kognitiv, oder epistemisch, oder wie auch immer man dies nennen will) aus Teilen dessen machen, was wir über unsere Sinneskanäle wahrnehmen. In diesem Sinne ist *Bedeutung* immer auch ein Phänomen, das die Sphäre des Geistigen, Kognitiven, Epistemischen berührt. Dem widerspricht auch nicht wirklich der Glaubensartikel, der von manchen Sprachtheoretikern (auch solchen in der Linguistik) wie eine Fahne getragen wird, und der lautet: „Bedeutungen sind nicht im Kopf.“ Richtig würde dieser Satz, wenn er lautete: „Bedeutungen sind nicht *nur* im Kopf.“ (Das Richtige an diesem Satz werde ich im Abschnitt über ‚Bedeutung als *soziales* Phänomen‘ verhandeln.) Ein soziales Phänomen, das *Bedeutung auch* ist, wirkt aber immer (nur) über Prozesse der geistigen, kognitiven Verarbeitung. Deshalb lohnt es, unsere Aufmerksamkeit zunächst auf diese Ebene des komplexen Phänomens *Bedeutung* zu richten.

Höhere Formen von Lebewesen sind genetisch prädisponiert und ggf. trainiert, Sinneseindrücke, die sie über ihre Sinneskanäle erfahren, in unterschiedlicher Weise zu verarbeiten. Zahlreiche Sinneseindrücke werden auf eine Weise verarbeitet, die oft „instinktgeleitet“ genannt wird; es handelt sich um meist genetisch prädisponierte „unwillkürliche“ Reaktionen auf Sinnesreize, wie etwa der Fluchtreflex bei Fluchttieren wie Pferden. Immer dann, wenn äußere Reize (dem kognitiven Apparat zugänglich als Sinnesdaten) nicht in Form solcher ‚automatischer‘ genetisch angelegter Reiz-Reaktions-Muster, sondern auf andere Weise im kognitiven Apparat verarbeitet werden, liegt der Grundstock für das vor, was man bei höheren Formen solcher Verarbeitungsprozesse *Bedeutung* nennt. So weisen viele Säugetiere, wenn sie einem Widerpart der eigenen Gattung gegenüberstehen, häufig bestimmten Körperhaltungen, Positionen und Haltungen von Körperteilen des Gegenübers in der Weise „Bedeutung“ zu, dass sie sie z. B. als aggressiv, als Aufforderung zum Spielen o. ä. „interpretieren“ und ihr eigenes Verhalten daran ausrichten. Bereits auf dieser Ebene der Wahrnehmung und kognitiven Verarbeitung von Sinnesdaten wird vermutlich das wirksam, was unter Benutzung eines Begriffs von Kant in der Erkenntnistheorie und auch in der jüngeren Gedächtnispsychologie und Kognitionsforschung „Schema-Bildung“ oder „schemageleitete Verarbeitung“ von Sinnesdaten genannt wird.

Schema-Bildung liegt z. B. schon dann vor, wenn eine gegebene Konstellation von Sinnesdaten mit einer in der Vergangenheit erlebten Konstellation von Sinnes-

daten in Verbindung gebracht, mit dieser als „dieselbe“ (oder „ähnlich“) identifiziert wird, und dies möglicherweise die Erwartung weckt, dass das im damaligen Fall erfolgreiche eigene Verhalten auch im gegebenen Fall erfolgreich sein könnte. M. a. W.: Es gibt keine Wahrnehmung (die diesen Namen verdient), die nicht schon auf der Verknüpfung von Erinnerungsdaten und damit auf Schema-Bildung beruht. Schon bei den elementarsten kognitiven Verknüpfungsleistungen ist laut dem britischen Gedächtnispsychologen Frederic C. Bartlett (1932, 33) aber bereits das wirksam, was er „Schlußfolgern“ (Inferenzen) nennt. Was wir „wahrnehmen“ nennen, ist für ihn tatsächlich stets bereits „schlußfolgernde Konstruktion“ (Bartlett 1932, 33; zu einer ausführlichen Darstellung seines Gedächtnis-Konzepts siehe Busse 2012, 311ff.). Er führt die Dominanz des Schlussfolgerns in allen kognitiven Aktivitäten (er nennt Wahrnehmen, Vorstellen, Erinnern, Denken und Rasonieren) auf unser „Streben nach Bedeutung“ (*effort after meaning*) zurück (Bartlett 1932, 44). Das Phänomen *Bedeutung* ist daher, wenn man dieser Annahme folgen will, bereits tief in den Grundstrukturen unserer Kognition verankert (und damit nicht ein rein sprachliches Phänomen). Bedeutung ist daher für Bartlett durchaus ein vorsprachliches Phänomen. Immer dann, wenn wir aktuell wahrgenommene Sinnesdaten auf Erinnerungen, auf in unserem Gedächtnis gespeicherte Muster oder Schemata beziehen, verleihen wir ihnen das, was man *Bedeutung* nennt.

Diejenige Art von Bedeutung, die wir denjenigen Arten von artikulierten Artefakten (Lautformen oder graphischen Gebilden auf Papier oder als Pixelformationen auf dem Bildschirm) zuweisen, die wir „sprachliche Zeichen“ nennen (und ihren Kombinationen), ist also nur ein Spezialfall des allgemeineren Phänomens *Bedeutung* als einer Grundtatsache unserer Kognition (unseres Wahrnehmens, Schlussfolgerns und Denkens). Einer Sinneswahrnehmung (z. B. solcher artikulierter Artefakte) *Bedeutung* zuzuweisen, heißt dann, sie abzugleichen mit und einzugliedern in vorhandene (schema-geformte) Wissensstrukturen. Dadurch wird, wie Bartlett (1932, 188) es ausgedrückt hat, für diese Sinnesdaten eine „Signifikanz“ erzeugt, „die ihren unmittelbaren Sinnes-Charakter übersteigt“. Diese Signifikanz, so kann man vermuten, ist eine Signifikanz der epistemischen Strukturen, in die die Wahrnehmungsdaten jeweils „eingebaut“ werden. Bedeutung erhält etwas Wahrgenommenes (und dazu zählen natürlich auch und gerade wahrgenommene Sprachzeichen) also dadurch, dass es zu etwas anderem, das bereits „im Wissen vorhanden“ ist (ein Schema oder „Setting“ i. S. v. Bartlett), in Beziehung gesetzt wird. Damit ist „Bedeutung“ als *Relation* definiert. Das „Streben nach Bedeutung“ ist dann nichts anderes als das Bemühen, im Geiste Verknüpfungen zu schaffen (so Bartlett 1932, 227). (Bartlett ist hier ganz im Einklang mit dem amerikanischen Philosophen und Semiotiker Charles Sanders Peirce (1931), für den die im Denken verortete Relationalität von Wissensdaten das zentrale Definiens für „Zeichen“ war.)

Bedeutung als geistiges (kognitives, epistemisches) Phänomen ruht dann im Wesentlichen auf dem, was man die (epistemische) *Kontextualisierung* der durch Sinnesdaten aufgenommenen „gedeuteten“ Objekte (seien es Artefakte oder natürliche

Ereignisse) nennen kann: Einlaufende Sinnesdaten werden eingefügt in eine vorhandene Wissens-Struktur; ihnen wird in dieser Struktur ein Ort zugewiesen und damit zugleich eine Form gegeben (oder besser: sie werden in eine Form eingepasst). Diese Strukturen sind schema-förmig (Bartlett nennt sie oft einfach „settings“); in der neuesten Forschung beschreibt man sie auch als *Frames* oder *Wissensrahmen* (vgl. dazu Busse 2009, 80ff. und 2012, 533ff.). Solche Schemata oder Wissensrahmen sind nicht nur i. d. R. kommunikativ (und damit sozial) vermittelt, sondern sie sind konstituiert bzw. konstruiert; in sie fließen, wie Bartlett (1932, z. B. 38, 211) mehrfach hervorhebt, bereits Interessen der Individuen ein. Mit *Kondensation*, *Elaboration*, *Einführung* (von neuen Wissens-elementen) und *Kombination* (mehrerer Schemata) als den schema-konstituierenden Leistungen der wahrnehmenden und erinnernden Individuen nennt er genau solche Aspekte, die später für den kognitionswissenschaftlichen Frame-Begriff kennzeichnend werden.

Die Abhängigkeit der Schema-Bildung und -Struktur von Interessen und von einer je spezifischen Wechselwirkung zwischen den beteiligten Schemata führt laut Bartlett (1932, 213) dazu, dass das Gedächtnis stark individuen-spezifisch, d. h. subjektiv geprägt ist. Dieser Punkt führt immer wieder zu (teilweise heftiger) Kritik an solchen theoretischen Positionen in der linguistischen Semantik, die über den Beitrag von Kognition und Episteme zum Prozess des Verstehens und zur Konstitution von *Bedeutung* nachdenken wollen. Hier muss aber Folgendes auseinandergelassen werden: Auch wenn die Strukturen des menschlichen Wissens, und damit auch die Strukturen desjenigen Wissens, das für die Konstitution bzw. das „Verstehen“ von dem, was man *Bedeutung* (z. B. sprachlicher Zeichen) nennt, aktiviert werden muss, in der jeweils gegebenen Konstellation individuen-spezifisch (und damit subjektiv geprägt) sind, so ändert dies doch nichts daran, dass die wesentlichen Grundstrukturen dieses Wissens auf dem Wege der sozialen Interaktion geprägt wurden, und damit letztlich auch das, was man (vielleicht etwas unbeholfen) die „Inhalte“ dieses Wissens nennen könnte. Zentral hierfür ist der Prozess, der meist unter dem Begriff *Konvention* bzw. *Konventionalisierung* zusammengefasst wird.

Nach der hier vertretenen Position kann eine zureichende Erklärung des Phänomens *Bedeutung* nicht erfolgen, wenn man nicht erklärt, in welcher Weise sprachliche Zeichen bzw. ihre Verarbeitung durch vernunftbegabte Individuen dazu beitragen, dass in ihren Rezipienten geistige Prozesse („Verstehen“) initiiert werden, welcher Art diese Prozesse sind, und in welcher Weise dabei Wissen und Wissensstrukturen ins Spiel kommen, über die die deutenden bzw. verstehenden Individuen bereits vor der Wahrnehmung der Zeichenereignisse verfügt haben. Ist eine empirische Beschäftigung mit Phänomenen der (sprachlichen) *Bedeutung* nicht bloß formalistisch orientiert, sondern an den in Sprache verhandelten Inhalten interessiert, so spricht nichts dagegen, wenn diese Forschung auch die Strukturen des verstehensrelevanten Wissens selbst (seien es Schemata, seien es Wissensrahmen, seien es Strukturen noch anderer Art) in den Blick nimmt.

3 Bedeutung als soziales Phänomen

Bedeutung ist mindestens so sehr, wie es ein Phänomen im Wissen und in den menschlichen geistigen Leistungen (Episteme und Kognition) ist, ein (wenigstens in Bezug auf das, was wir *Sprache* nennen) durch und durch sozial geprägtes Phänomen. *Epistemisch* (oder *kognitiv*) und *sozial* sind daher im Bereich der Bedeutungsforschung und -theorie keine Gegensätze, sondern nur verschiedene Aspekte ein und desselben, intern verflochtenen Funktionszusammenhangs. Diesen Zusammenhang hat insbesondere der amerikanische Sozialpsychologe George Herbert Mead (1934) ausführlich erläutert und begründet. Nach Mead (der hier auch Überlegungen des deutschen Psychologen Wilhelm Wundt weiterführt) entstehen Zeichen aus symbolischen Gesten. Eine „Geste“ (z. B. eine Körperhaltung, die „Angriff“ oder „Angriffsbereitschaft“ bei einem Tier, z. B. einem Hund, ausdrückt) ist mit „beabsichtigten“ Handlungen, oder solchem Verhalten, zu dem das die Geste produzierende Lebewesen unmittelbar prädisponiert ist, verknüpft. Mead nennt diese Prädispositionen „Haltungen“. Seine Kernthese ist nun, dass eine Geste im die Geste produzierenden Lebewesen dieselbe „Haltung“ auslöst wie in dem die Geste wahrnehmenden Lebewesen. Die Geste fungiert daher im sie wahrnehmenden Lebewesen als Anzeichen für bestimmte kognitive Dispositionen des Gegenüber. Sie ist Auslöser wenn nicht von eigenen Handlungen bzw. Verhalten des die Geste wahrnehmenden Lebewesens, so doch von kognitiven Prädispositionen, die zu ihrer unmittelbaren Vorbereitung dienen. D. h. Gesten sind immer mit einem Handlungspotential, einer Handlungsdisposition verknüpft; ob diese Disposition sich nun auf äußere („körperliche“) Handlungen bezieht, oder auf „geistige“ „Aktivitäten“, ist für die Funktionsweise einer Geste völlig unerheblich. Eine Geste drückt daher nicht nur das Vorhandensein einer Handlungsdisposition beim die Geste produzierenden Lebewesen aus, sondern „sie drückt auch den Gedanken dieses Individuums aus“ (Mead 1934, 84). Auf diese Weise entsteht ein signifikantes Symbol: „Wenn nun eine solche Geste die dahinterstehende Idee ausdrückt und diese Idee im anderen Menschen auslöst, so haben wir ein signifikantes Symbol.“ (85)

Die „Bedeutung“ einer symbolischen Geste ist nun genau dieses Zusammenspiel der Haltung des gestenproduzierenden und der Haltung des gestenwahrnehmenden Individuums. Wendet man dies kognitiv oder epistemisch, so kann man auch sagen: Es gibt eine inhaltliche Entsprechung der epistemischen Prozesse im gestenproduzierenden und gestenwahrnehmenden Individuum. Diese Entsprechung ist die „Bedeutung“ der Geste. Damit ist das Phänomen *Bedeutung* aber eng verflochten mit dem Zusammenspiel gesellschaftlicher Handlungen oder Handlungsdispositionen. Sie wird zu einem *sozialen* Phänomen, das ohne diesen sozialen Austausch- und Wechselwirkungs-Zusammenhang nicht gedacht werden kann. (Dazu Mead 1934, 85: „Die vokale Geste wird zum signifikanten Symbol [...], wenn sie auf das sie ausführende Individuum die gleiche Wirkung ausübt wie auf das Individuum, auf das sie gerichtet ist oder das ausdrücklich auf sie reagiert.“) Deutlich ist hier die enge Verflechtung des Symbol-Begriffs und damit des Bedeutungs-Begriffs mit Aspekten von

Handlung, Handlungsbereitschaft und sozialer Interaktion. (Daher auch der übliche Name für die von Mead begründete Forschungsrichtung „Theorie des symbolischen Interaktionismus.“) Für unseren Zusammenhang ist es dabei unerheblich, ob es sich dabei um ausgeführte, unter Einsatz körperlicher Bewegungen umgesetzte Handlungen handelt oder um geistige Aktivitäten, wie etwa das Abrufen bzw. „Aktivieren“ bestimmter Schemata im verfügbaren Wissen. Meads Begriff der (psychischen) „Haltungen“ als den zentralen Elementen im Symbolgeschehen deckt beides ab.

Symbolische (und damit sprachliche) Interaktion (und damit *Bedeutung* in dem Sinne, in dem wir uns hier damit beschäftigen) ist daher nur möglich, wenn sich die symbolisch interagierenden (miteinander „kommunizierenden“) Individuen die „Haltungen“ (oder, in unserer Terminologie: das Wissen, die Deutungsmuster, die Schemata und Deutungs-Routinen) der anderen Individuen, mit denen sie interagieren, vergegenwärtigen („sich in sie hineinversetzen“) können. Dies geschieht nun üblicherweise meistens nicht in der Weise eines „sich Hineindenkens“ in das Denken und die erwarteten (erwartbaren) Reaktionsweisen konkreter Einzel-Individuen, sondern auf dem Wege der Verallgemeinerung aus allen bisher gemachten Erfahrungen in der Interaktion mit anderen Individuen der Gemeinschaft. Dieses verallgemeinerte Gegenüber nennt Mead (1934, 196) „den generalisierten Anderen“. In Bezug auf das Phänomen *Bedeutung* wird der ‚Generalisierte Andere‘ in der Weise wirksam, dass jedes symbolische Zeichen benutzende oder interpretierende Individuum gut daran tut, die eigenen Haltungen (konkret: die eigenen Sinn-vergegenwärtigenden – geistigen – Aktivitäten) an diesem Generalisierten Anderen auszurichten. Da das, was Mead den *Generalisierten Anderen* nennt, aber nichts anderes ist als die Summe aller bisherigen, in der gesellschaftlichen Interaktion gewonnenen Handlungserfahrungen (die in Bezug auf Sprache – aber nicht nur darauf – auch als *Deutungserfahrungen* bezeichnet werden können), wird daran nicht nur die durch und durch gesellschaftliche Prägung des Phänomens *Bedeutung* sichtbar, sondern zugleich ihr enger Zusammenhang mit dem, was üblicherweise mit dem Begriff *Konvention* bezeichnet wird (z. B. Zeichenverwendungs-Konvention, Bedeutungs-Konvention, Regel des Wort-Gebrauchs usw.).

Unser Wissen um die Bedeutung eines sprachlichen Zeichenausdrucks ist gleichzusetzen mit unserem Wissen über erfolgreiche frühere Fälle der Wissensaktivierung mithilfe eben dieses Zeichenausdrucks. Wir greifen, wie es der Konventionstheoretiker D. K. Lewis (1969) gezeigt hat, immer auf eine ganze Klasse von Präzedenzfällen zurück. Jeder einzelne Präzedenzfall einer vorherigen Zeichenverwendung ist aber ein Fall von Kommunikation zwischen Angehörigen einer sozialen Gemeinschaft, oder, allgemeiner gesprochen, von sozialer Interaktion. Damit basiert die Klasse der Präzedenzfälle, auf denen die Zeichenverwendungskonvention beruht, auf einer Menge von einzelnen Fällen sozialer Interaktion. Dabei ist es elementar wichtig, dass die Beteiligten die sprachlichen Zeichen auch als Bestandteile einer sozialen Interaktion deuten. Diese Eigenschaft sprachlicher Zeichen ist nicht hintergebar. Das soll heißen, dass symbolische Zeichen und ihre Bedeutungen unvermeidlich sozial sind,

der Sphäre sozialer Interaktion angehören. Hier ergibt sich also ein enger, wenn nicht untrennbarer, Zusammenhang von *Zeichen, Bedeutung, Wissen, Konventionalität* und *sozialer Interaktion*. Schon dies macht deutlich, warum es so verfehlt ist, Phänomene wie *Wissen* und die *Wissensabhängigkeit der Bedeutung* als rein private, subjektive Phänomene zu sehen (wie es die Vertreter der „Bedeutungen sind nicht im Kopf“-Partei in einem grundsätzlichen Missverständnis unterstellen).

Dass über das (verstehensrelevante, verstehensermöglichende) Wissen zwar nur je individuell verfügt wird, ändert nichts daran, dass es in seinen Strukturen und Elementen durchweg sozial geprägt ist. Die Sozialität der Bedeutung und des bedeutungsrelevanten Wissens ergibt sich nicht nur aus der von Mead mit der Figur des *Generalisierten Anderen* beschriebenen sozialen Verallgemeinerung der Reaktionsweisen auf in sozialer Interaktion erfahrene Sinnesreize (hier: Wahrnehmungen symbolischer Zeichen). Sie ergibt sich, wie wiederum Bartlett (1932, Kap. XIIIff.) gezeigt hat, bereits aus der sozialen Beeinflussung der Schema-Bildung im Gedächtnis der Individuen selbst. Ihm zufolge geht jede Gedächtnisleistung mit Kategorisierungsleistungen einher; diese aber wiederum beruhen nicht nur auf Leistungen wie der Reduktion (von Sinnes-Information), sondern sind immer mit *Abstraktion* und *Typisierung* verbunden.

Nicht aktuelle Wahrnehmungsereignisse in allen Details werden memoriert, sondern typisierte „Zusammenfassungen“ von ihnen, die es zugleich erlauben, eine Vielzahl real differierender Wahrnehmungsobjekte im Gedächtnis aufeinander zu beziehen (oder sogar unter einer Oberstruktur gemeinsam zu speichern). Diese (Proto)typisierung reflektiert aber, so Bartlett, immer schon die in einer Gesellschaft vorhandenen sozialen Typisierungen oder Schematisierungen und trägt gleichzeitig (über den Weg der Gedächtnisleistung) zu ihrer Bildung wie zu ihrer Aufrechterhaltung bei. Die jeder Schemabildung (jeder Abstraktion, jeder Kategorisierungsleistung) also notwendig vorausgehende Typisierung (modern ausgedrückt: Prototypenbildung) fasst, so könnte man sagen, eine bestimmte Menge von gleichartigen Präzedenzfällen von Wahrnehmungsereignissen zusammen. Gedächtnisbildung, Erinnern, ja Kategorienbildung und Konzeptualisierung überhaupt wird damit eine Angelegenheit von Präzedenzen. Hier schließt sich der Bogen zurück zur Konventionsthematik. Jeder Erinnerung wohnt, so könnte man sagen, ein Moment der Typisierung (Prototypikalität) inne. Konventionalität und Prototypikalität sind daher zwei Seiten ein und derselben Medaille. Um es auf den Punkt zu bringen: Konventionalität ist nichts anderes als Prototypikalität, bloß aus einer anderen Perspektive betrachtet. Über diese Typisierung und Präzedenzialität ist damit aber der Erinnerung, und damit der individuellen Kognition und Episteme, ein Moment des Sozialen, gesellschaftlich Geprägten von allem Anfang an eingeschrieben. Gedächtnis, verstehensrelevantes Wissen, Bedeutung sind (in ihren wichtigsten Aspekten) sozial, auch wenn je individuell über sie verfügt wird (und werden muss).

4 Bedeutung als sprachliches Phänomen

Die epistemische (oder kognitive) und die soziale Dimension von *Bedeutung* sind über das verbunden, was man *Sprache* nennt. Die sprachliche Dimension von *Bedeutung* ist nicht nur das verbindende Glied von deren epistemischer und sozialer Dimension, sondern zugleich auch von subjektgebundener, individueller und gesellschaftlicher, überindividueller Episteme. Dies hat in unnachahmlicher Klarheit Wilhelm von Humboldt (1820, 20) formuliert, wenn er mit Bezug auf die verbindende Leistung der Größe *Begriff* schreibt:

Das Wort, welches den Begriff erst zu einem Individuum der Gedankenwelt macht, fügt zu ihm bedeutend von dem Seinigen hinzu, und indem die Idee durch dasselbige Bestimmtheit empfängt, wird sie zugleich in gewissen Schranken gefangen gehalten.

Nimmt man „Begriff“ hier als eine Chiffre für das Denken, die Episteme, die Wissensstrukturen, dann stellt sich das Verhältnis von Sprachelementen und Elementen des Wissens (der Kognition) nach Humboldt also folgendermaßen dar: Auch wenn nicht der These einer völligen Identität von Sprache (z. B. der ihr inhärenten Semantik in ihrer Summe) und Wissen (bzw. Denken) das Wort geredet werden soll, so beeinflusst doch die Tatsache, dass Epistemisches nur (oder weit überwiegend) in sprachlicher Form veräußert und damit kommuniziert werden kann, erheblich die Struktur und den Gehalt des Wissens selbst. („Das Wort fügt dem Begriff von dem Seinigen hinzu.“) Wissens Elemente sind als solche nur identifizierbar, indem wir sprachliche Mittel haben, diese zu isolieren und zu evozieren. („Das Wort macht den Begriff erst zu einem Individuum der Gedankenwelt.“) Ohne Wörter (sprachliche Ausdrucksmittel) gibt es keine identifizierbaren Gedanken (epistemischen Elemente); erst durch sie bekommt Gedankliches eine Identität, Abrufbarkeit und Wiederholbarkeit; das heißt aber auch: erst durch sie wird es wandlungsfähig und kann eine Geschichte bekommen. („Die Idee erfährt durch das Wort Bestimmtheit.“) Zugleich geben die sprachlichen Mittel dem Epistemischen Struktur und begrenzen es, spannen es gleichsam in das Korsett sprachkonstituierter Strukturen ein. („Die Idee wird durch das Wort in gewissen Schranken gefangen gehalten.“)

Unser Wissen über die Konventionen einer Sprache (und damit auch über das, was man *Bedeutung* sprachlicher Zeichen oder der aus ihnen gebildeten Sätze und Texte nennt) entspricht – will man es metaphorisch ausdrücken – immer dem sozialen Gedächtnis der Sprache. Kognitive oder epistemische Prozesse beim sprachbenutzenden Menschen operieren zu einem größeren (und in unserem Kontext interessanteren) Teil auf und mit Wissen, das im Gebrauch von Sprache konstituiert und strukturiert wurde. Verbindendes Moment ist die Schematisierung des Wissens und seine sich aus diesen Schematisierungen ergebende Architektur. Schemabildungsprozesse (bzw. die Bildung von Wissensrahmen/Frames) sind insofern sprachlich, als nur (oder, will man es vorsichtiger ausdrücken: vor allem) der aktive Gebrauch

der Schemata (Frames) in Akten sprachlicher Kommunikation diese stabilisiert (auf Dauer stellt), mit Wissen anreichert und veränderlich macht. „Das Wort fügt dem Begriff von dem seinigen bei“ (Humboldt), indem die begriffsbildenden, aber auch die darüber hinaus gehenden epistemischen Schemata erst in ihrem Gebrauch im Kontext sprachlicher Äußerungen/Texte mit epistemischem Material (Wissenselementen) aufgeladen werden, mithin „eine Bedeutung erhalten“.

Sprache ist (wenn man so will) das „Medium“, in dem sich nicht nur die Artikulation und Kommunikation des gesellschaftlichen Wissens vollzieht, sondern in dem dieses zugleich als solches (d. h. als gesellschaftliches) konstituiert und strukturiert wird. Damit ist Sprache (sind die sprachlichen Erzeugnisse, wie z. B. Texte) aber keineswegs das „Archiv“ dieses Wissens. Wollte man eine archivalische Metapher in Bezug auf die Sprache überhaupt verwenden, so könnte man sie noch am ehesten als das „Findebuch“, als das „Register“ des Archivs des gesellschaftlichen Wissens charakterisieren. Dieses „Suchregister“ enthält nur Verweise; und zwar Verweise auf etwas, was jeder Sprachverstehende für sich im Prozess der Aktualisierung der *Bedeutung* der rezipierten Zeichen und Zeichenfolgen, bzw., im Prozess des Verstehens (genauer: in den Schlussfolgerungs-/Inferenz-Prozessen, die zum Verstehen bzw. zur Bedeutungsaktualisierung führen) allererst epistemisch realisieren, konkretisieren muss. Die Sprache als Register des Wissens erfüllt ihre Aufgabe, indem die einzelnen Zeichen und ihre spezifischen Kombinationen jeweils Wissen (Rahmen, Schemata und Rahmen/Schemakomplexe) „evozieren“, wie es der Hauptvertreter der Wissensrahmen-Semantik, Charles J. Fillmore (1982, 117) ausgedrückt hat. (Damit wird zugleich deutlich, dass die Zeichen das verstehensrelevante Wissen, ihre „Bedeutung“ nicht „enthalten“ oder „transportieren“.) Genau in dieser „Evokationsleistung“ besteht die „Bedeutung“ der sprachlichen Zeichen und Zeichenkomplexe. (Die Darstellung im Abschnitt 4 folgt bis hierher Formulierungen aus Busse 2007, 269ff.)

Die Sprachlichkeit des Phänomens *Bedeutung* hat aber noch eine andere, näher an den üblichen Gegenständen und Sichtweisen der Linguistik liegende Facette. Zunächst sind sprachliche Zeichen nichts anderes als materielle Artefakte, die in der zwischenmenschlichen Interaktion dazu eingesetzt werden, die diese Zeichen (-ausdrücke) Wahrnehmenden zu bestimmten Leistungen der Wissensaktivierung oder -erzeugung zu veranlassen. Diese Funktion können sie nur erfüllen, weil es mit den gesellschaftlich verankerten Konventionen bzw. Gebrauchsregeln der Zeichenverwendung eine Basis dafür gibt, dass solche Wissensaktivierungen in der wechselseitig unterstellten und erwarteten Art und Weise (bzw. „inhaltlichen Füllung“) erfolgen. Soweit dies in einigermaßen verlässlicher Weise der Fall ist, sagt man, diese Zeichen hätten eine *konventionelle Bedeutung*. Allerdings entsteht mit dem, was man *Sprache* nennt, ein komplexes Geflecht von Sprachzeichen und Anordnungsregeln für Sprachzeichen, welches in entwickelten Gesellschaften beginnt, ein gewisses Eigenleben zu entwickeln. Wie weit diese *Autonomie des Sprachsystems* geht, darüber wird in Linguistik und Sprachtheorie heftig zwischen den einzelnen Schulen gestrit-

ten. (Oft unter Bezugnahme auf die Sichtweisen auf Sprache, die mit den Begriffen *langue Sprachsystem* und *parole/Sprachgebrauch* bezeichnet wurden – und deren Verhältnis zueinander.)

Wichtiger als die Frage nach der Autonomie sprachlicher Zeichen ist für unseren Zusammenhang (d. h. für die Frage nach dem Charakter des Phänomens *Bedeutung*), die Tatsache, dass in den menschlichen Sprachen eine mehr oder weniger stark ausdifferenzierte Funktionsvielfalt unterschiedlicher Zeichentypen und -klassen entstanden ist, die teilweise sehr spezielle, manchmal nur aus der „inneren Systemlogik“ der jeweiligen sprachlichen (Regel-) Systeme erklärbar Aufgaben zugewiesen bekommen haben. Die eingangs erwähnte, von Lyons scharf kritisierte Homogenitätsprämisse der Bedeutung (sprachlicher Zeichen und Zeichenkombinationen) unterstellt kontrafaktisch, als habe diese Funktionsdifferenzierung für die Erklärung des Phänomens *Bedeutung* keinerlei Auswirkungen. Tatsächlich wird man jedoch davon ausgehen können, dass die unterschiedlichen Typen sprachlicher Zeichen (etwa Nomen, Verben, Adjektive, Adverbien, Präpositionen, Artikel, Konjunktionen, Pronomen, Partikel usw.) und die verschiedenen Ebenen der Zeichenagglomerationen (Wortbildungen, Phrasen, Sätze, Texte) in jeweils spezifischer Weise zu dem beitragen, was man zusammenfassend die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke (einfacher oder komplexer Art) nennt. Dies einfach schon deshalb, weil die jeweiligen Sektionen von Wissen, die durch die verschiedenen funktionsdifferenzierten Typen von Sprachzeichen jeweils evoziert bzw. aktiviert werden (müssen), sich ebenfalls nach Sorten und Ebenen unterscheiden (lassen). Allerdings hat sich die linguistische Theorie und Erforschung der *Bedeutung* um solche notwendigen Funktionsdifferenzierungen (die in der hier eingenommenen Perspektive als Differenzierungen von Typen und Ebenen des verstehensrelevanten Wissens und der Wissensaktivierung erscheinen) bislang meist herzlich wenig gekümmert. (Siehe dazu unten Abschnitt 5.)

In diesem Kontext darf nicht übersehen werden, dass *Bedeutung* nicht nur (wie es lange Zeit behandelt wurde) ein Phänomen einzelner, isolierter, etwa gar aus ihren kommunikativen Gebrauchskontexten abstrahierter Sprachzeichen ist, sondern dass Formen (und Regeln) der Kombination von Zeichen (in Wortstrukturen, Wortbildung, Syntax, Satzsemantik und Textsemantik) in erheblichem Maß die wissensaktivierenden Leistungen von Sprachzeichenkombinationen beeinflussen. Diese unter dem Stichwort *Bedeutung* zu beschreiben, war keineswegs immer eine Selbstverständlichkeit in der Geschichte der modernen Linguistik. Aber nicht nur diese Art von Einbettung von Sprachzeichen und ihrer unter die Chiffre *Bedeutung* subsumierten Leistung (man könnte sie als sprachstrukturell gelenkte Einbettung bezeichnen) muss berücksichtigt werden. Gleichrangig kommt es wesentlich auch auf solche Einbettungen an, die in der Geschichte der Sprachforschung oft (etwas missverständlich) unter den Begriffen *Kontext* und *Situation* diskutiert wurden. Es geht um die Tatsache, dass Verwendungen von Sprachzeichen und Sprachzeichenkombinationen (Sätzen, Texten) in der Regel Teil sind von oder eingebettet sind in konkrete Handlungs- und Interaktionsverläufe, in denen sie oft eine sehr spezielle, manchmal nur aus dem konkret im

Einzelfall gegebenen Zusammenhang dieser situativen und kontextuellen Einbettung heraus verstehbare Funktion bzw. Leistung erfüllen. Diese Form der Kontextualisierung, die man verstehen muss als eine immer auch (oder hauptsächlich) *epistemische Kontextualisierung* (Verortung im Wissen), trägt wesentlich zu dem Gesamtbild bei, das man sich von dem Phänomen und Phänomenbereich *Bedeutung* (in sprachlicher Hinsicht) machen muss. Gerade die hier relevanten Aspekte und Funktionszusammenhänge von Sprache und ihrem Funktionieren sind jedoch in Linguistik, Sprachtheorie und Sprachphilosophie lange Zeit nahezu vollständig ignoriert worden. Dies war nicht zuletzt eine Folge der spezifischen theoretischen Zugänge, mit denen sich diese sprachbezogenen Disziplinen (denen noch die Logik hinzuzugesellen ist) dem Phänomen *Bedeutung* im allgemeinen und den *Bedeutungen* einzelner sprachlicher Zeichentypen und -ebenen über lange Zeit ausschließlich genähert haben.

5 Zugänge zu ‚Bedeutung‘ und zu Bedeutungen

Während „Bedeutungen“ sprachlicher Einheiten in praktischer Hinsicht in Glossaren und Wörterbüchern einfach paraphrasiert und beschrieben (oder besser: *umschrieben*) wurden, ohne dass man sich über deren Charakter groß Gedanken machte, war die wissenschaftliche und philosophische Beschäftigung mit solchen Phänomenen, die man heute dem Bereich der *Bedeutung* (und Bedeutungsforschung, also *Semantik*) zurechnen würde, über viele Jahrhunderte mit dem Begriff des *Zeichens* und der Geschichte der *Zeichentheorie* verknüpft. Zeichen wurden dabei stets als Repräsentations- (oder Stellvertretungs-) Relationen gesehen, die zwischen den Dingen der äußeren Welt und dem menschlichen Geist eine Verbindung herstellen. Am Anfang jeder traditionellen Zeichentheorie steht daher die Definition des sprachlichen Zeichens als eines „etwas“, das „für etwas anderes steht“. Gefasst in die berühmte lateinische Formel: „*aliquid stat pro aliquo*“. Anders ausgedrückt: Zeichen sind wahrnehmbare Dinge (bei Sprache handelt es sich um physisch, also akustisch oder graphisch realisierte Laut-/Schrift-Formen), die für etwas anders stehen, das wir nicht wahrnehmen können. Zu dem Phänomen, das man heute als *Bedeutung* sprachlicher Zeichen benennt, sagte der schottische Philosoph John Locke (1632 – 1704) nur folgendes: „Die Wörter vertreten also ihrer ursprünglichen oder unmittelbaren Bedeutung nach nur die Ideen im Geiste dessen, der sie benutzt.“ (Locke 1690) Er definierte also die *Bedeutungen* der Wörter als „Ideen“ im Kopfe der Sprachbenutzer, d. h. als eindeutig geistige Größen. Dies haben nicht alle Zeichentheoretiker getan. Bei anderen (wie etwa Leibniz 1704) werden die „Zeichen im Kopf“ (also die *Ideen* oder *Gedanken*) eher als Stellvertreter für die realen Dinge in der äußeren Welt aufgefasst. Bereits für die Logik von Port Royal (Arnauld/Nicole 1662) ist ein Zeichen jedoch eine rein geistige Relation, nämlich eine Relation zwischen einer geistigen Repräsentation eines Ausdruckssymbols (Lautgestalt, Graphemgestalt) und einem Gedanken (als dessen „Bedeutung“).

Diese Überlegung wird dann insbesondere vom Zeichentheoretiker Charles Sanders Peirce (1839 – 1914) stark gemacht. Er verlagert das „Zeichen“ vollständig „in den Kopf“ der Zeicheninterpreten; bei ihm werden die landläufig als „Zeichen“ bezeichneten Relationen zu Relationen im Geiste (in der Kognition) selbst – und damit zu den elementaren Bausteinen des Denkens.

Diese „rein geistige“ Auffassung des (sprachlichen) Zeichens (und damit des „Bedeutungsproblems“) prägt auch die Anfänge einer im engeren Sinne linguistischen Zeichen- und Bedeutungstheorie, so etwa bei dem als Begründer der modernen Linguistik geltenden Genfer Sprachwissenschaftler Ferdinand de Saussure (1857 – 1913), der das Sprachzeichen als *Verbindung von Vorstellung und Lautbild* definiert. Deutlich wird in seiner Definition (wie schon bei Locke und anderen Zeichentheoretikern) eine übliche Art des Umgangs mit dem Bedeutungsproblem: Bei der Definition dessen, als das „Bedeutung“ aufzufassen sei (in der Form „Bedeutung ist ...“), wird dieser Terminus bestimmt durch jeweils andere Termini, die ich „Ersetzungskonzepte für Bedeutung“ nenne. Von diesen gibt es eine verwirrend große Zahl: *Begriff, Vorstellung, Abbild (der Sache), Sinn, Gedankeninhalt, Idee, Extension, Intension, Bezeichnetes, Concept, Stereotyp, Prototyp*, um nur die wichtigsten zu nennen. Praktisch hinter jedem dieser Ersetzungskonzepte steht jeweils eine andere Bedeutungstheorie.

Bedeutungstheorien sind *de facto* fast ausschließlich Theorien der Wortbedeutung, während Satzbedeutung, Textbedeutung oder Äußerungsbedeutung kaum je beachtet wurden. Bei ihnen kann (weitgehend dem Verlauf der Theoriegeschichte folgend) zwischen Vorstellungstheoretischer Semantik, Merkmal- bzw. Komponenten-Semantik, Logischer Semantik, Prototypen- bzw. Stereotypen-Semantik, Pragmatischer (oder Praktischer bzw. Gebrauchstheoretischer) Semantik und Kognitiver Semantik unterschieden werden. Fast alle (wort-) semantischen Theorien haben sich auf die sog. „Autosemantika“ („Selbstbedeuter“ oder „Begriffswörter“ wie Substantive/Nomen) beschränkt und die meisten anderen Wortarten, v. a. die sog. „Synsemantika“ („Mitbedeuter“ oder „Funktionswörter“ wie Präpositionen, Artikel, Konjunktionen usw.) aus ihrem Erklärungsbereich ausgeschlossen. Mehr noch: Prototypisches Wortbeispiel und damit paradigmengestaltend sind überwiegend die sog. „Konkreta“ (d. h. solche Wörter, deren Bedeutungen ein eindeutig identifizierbares Korrelat in der auf Sinnesdaten rückführbaren Sach- oder Dingwelt haben); schon auf Abstrakta (also Wörter ohne ein sinnesphysiologisch verifizierbares Korrelat) sind viele der bis heute gängigen (Wort-)Bedeutungsmodelle nicht problemlos anwendbar. Heutige Theorien der Semantik sind daher (oft ohne Not) weit überwiegend Theorien mit begrenzter Reichweite und Aussagekraft. Dies gilt auch in der Hinsicht, dass traditionell zwischen sog. *denotativen* („dingbestimmenden“, „begrifflichen“) und *konnotativen* Bedeutungsaspekten („Nebensinn und Gefühlswert“ nach Erdmann 1900, 82, aber auch *Bewertungsbedeutungen* im weitesten Sinn) unterschieden wird mit der Konsequenz, dass sich die „eigentliche“ Semantik nur mit den denotativen Aspekten zu beschäftigen habe, die konnotativen völlig ignorieren könne. Aus Sicht einer Forschung (einer Semantik), die darauf zielt, den Phänomenbereich (*sprachliche*) Bedeu-

ung umfassend zu erforschen, können solche Ausgrenzungen ebenso wenig akzeptiert werden wie die Ausgrenzung inferenzieller (durch verstehendes Schlussfolgern erschlossener) und pragmatischer Bedeutungsbestandteile (wie etwa *Implikaturen* und *Präsuppositionen*), wie sie heutzutage meist als Gegenstand nicht der Semantik sondern der (linguistischen) Pragmatik begriffen werden.

In der Linguistik sind meist insbesondere solche Bedeutungsmodelle favorisiert worden, die die „Bedeutung“ einzelner Zeichen (Wörter, „Lexeme“) als begrenzte Listen sog. „semantischer Merkmale (Komponenten, Marker, Seme)“ analysiert haben. Die Bedeutung eines Wortes (oder Lexems) wird dann betrachtet als eine Struktur aus begrifflichen Inhaltselementen und Relationen zwischen diesen. Da der Merkmalsbegriff letztlich auf die klassische Begriffslogik und deren Einteilung der Welt nach den Kriterien *genus proximum* und *differentia specifica* zurückgeht, kann die Merkmal-Semantik auch als eine neuere Variante der Begriffstheorie der Bedeutung aufgefasst werden. In den meisten Theorien ist der Merkmals-Begriff ein Beschreibungsbegriff (und somit eigentlich nur ein methodisches Instrument). Das von dieser Theoriegruppe vertretene Postulat der restfreien Zerlegung von Wortbedeutungen in semantische Merkmale („Notwendige-und-hinreichende-Bedingungen-Konzeption“) konnte jedoch faktisch nie eingelöst werden. Der Theorie folgte daher keine umfassendere deskriptive Praxis. Begreift man die semantischen Merkmale jedoch (nur) als Aspekte einer Fragestrategie und nicht als determinierende und begrenzende Bedeutungseigenschaften, können sie in der Analyse nützliche Aspekte sein. Als texterzeugende und -verknüpfende Ketten sind sie in dem weiterführenden Modell der Isotopie-Ebenen und -Relationen (begründet von A. Greimas) in- und außerhalb der Sprachwissenschaft (v. a. in der Literaturwissenschaft) fruchtbar geworden.

Auch die – meist von Philosophen und Logikern, wie Frege (1891, 1892), Russell (1903), Carnap (1934, 1947) entwickelte – *Logische Semantik*, die freilich in der heutigen Linguistik zahlreiche Anhänger hat, ist merkmalsorientiert (komponentialistisch) und teilt daher die Probleme dieser Theoriegruppe. Nützlich ist aber die dort getroffene Unterscheidung von zwei Aspekten bei jeder Theorie und Beschreibung sprachlicher Bedeutung: *Extension* und *Intension* (Carnap 1956, 18). Gemeint ist damit die Tatsache, dass die Bedeutung eines Wortes bestimmt werden kann entweder in Bezug auf die Menge der Gegenstände, auf die das Wort den Regeln folgend (also korrekt) angewendet wird (= Extension eines Begriffs), oder durch Beschreibung bzw. Paraphrasierung der begriffskonstitutiven Inhaltsmerkmale (= Intension eines Begriffs). Insbesondere an praktischen Bedeutungsbeschreibungen in Wörterbüchern sieht man: Wortbedeutungen werden auch durch die Art und Weise konstituiert, wie wir auf Gegenstände unserer (nicht notwendigerweise nur dinglichen) Welt Bezug nehmen (Referenz). Aus der Kritik an der Merkmalssemantik (vor allem der Einsicht in die Unmöglichkeit der Festlegung notwendiger, „definierender“ Merkmale) entstand in den 1980er Jahren die sogenannte „Stereotypen-“ oder „Prototypen-Semantik“. Sie geht davon aus, dass Wortbedeutungen weder durch exhaustive

Merkmalangabe noch durch Angabe (im strengen logischen Sinne) „notwendiger“ bzw. „wesentlicher“ Merkmale erfasst werden können, sondern dass sich Sprecher/Schreiber einer Sprache sog. „Stereotypen“ (Putnam 1979) bzw. „Prototypen“ (Rosch 1978) bilden, welche eine „prototypische“ Vorstellung von „typischen“ Vertretern derjenigen Klasse von Objekten beinhalten, auf die mittels einer Verwendung des Wortes Bezug genommen werden kann. Beiden Konzepten gemeinsam ist die Annahme einer Hierarchie von „zentraleren“ und „periphereren“ Exemplaren in der Extension eines Begriffs. An den Rändern des Begriffs (der Kategorie, der Wortbedeutung) bleibt eine Unschärfe, die keine klaren Zuordnungsentscheidungen (Ja oder Nein der Zugehörigkeit) mehr erlaubt.

Eine vergleichsweise geringere Verbreitung erlangte bisher in der Linguistik die Praktische (pragmatische) Semantik. Sie geht auf die im Spätwerk des Philosophen L. Wittgenstein („Philosophische Untersuchungen“, posthum 1953) entwickelte sog. „Gebrauchstheorie der Bedeutung“ zurück. Aus ihr folgen Annahmen wie: Die Bedeutung eines sprachlichen Zeichens zu kennen heißt zu wissen, wie es verwendet werden kann, d. h. welche Regeln für seinen Gebrauch gelten. Das Verstehen sprachlicher Zeichenketten wird aufgefasst als ein Verstehen sprachlicher Handlungen, welches auf der Kenntnis von Regeln beruht. Missverstehen oder Differenzen im Verstehen sind damit gewöhnlich darauf zurückzuführen, dass die Kommunikationspartner nach unterschiedlichen Regeln handeln (die Zeichen nach unterschiedlichen Regeln verwenden). Wenn man die Bedeutung eines sprachlichen Zeichens beschreiben will, muss man seinen Zusammenhang innerhalb einer sozialen Lebensform, d. h. innerhalb lebensweltlicher Wissensrahmen wie auch Zweckgebungen und Funktionszusammenhängen berücksichtigen.

In den letzten Jahren ist verstärkt eine (neuerliche) Hinwendung zu psychologisch (bzw. kognitionswissenschaftlich) orientierten Ansätzen in der Semantik festzustellen. Dies hat sich vor allem in Modellen des semantischen Wissens (semantische Netze, Wissensrahmen/Frames, Schemata) niedergeschlagen. Aus linguistischer Sicht sind viele kognitive Modelle interessant, weil sie es ermöglichen, die traditionell dominante Engführung des linguistischen Bedeutungsbegriffs zu überschreiten in Richtung auf eine Semantik, welche die Gesamtheit der für den Gebrauch und das Verstehen sprachlicher Einheiten (Wörter, Sätze, Texte) relevanten Bedeutungsmerkmale bzw. -aspekte in den Blick nimmt. Die kognitivistischen Modelle zur Beschreibung und Erklärung von *Bedeutung* setzen am konkreten Wissen der einzelnen Sprachverwender und ihrer Gesamtheit (und damit den kognitiven/epistemischen Verstehensvoraussetzungen in natürlichen Sprachen) an und lösen sich daher aus den Beschränkungen der „Checklist-Theorien“ der Bedeutung (Merkmalsemantik, Logische Semantik). Zudem sind die (den Gegenstand der *Semantik* stark in Richtung auf den real wirksamen Umfang des verstehensrelevanten Wissens erweiternden) wissens-orientierten Bedeutungs-Modelle sehr viel besser an kulturwissenschaftliche Forschungsansätze anschließbar als die stark reduktionistischen (gegenstands-eingenden) logisch-formalistischen Modelle und Methoden.

Die *Satzsemantik* ist nicht nur in der Linguistik bislang kaum vertreten oder gar praktisch betrieben worden, sondern bislang auch stark von logisch orientierten Modellen dominiert gewesen. Die Notwendigkeit einer eigenen semantisch-epistemisch und nicht formal-komponentialistisch orientierten Satzsemantik wird erst in jüngerer Zeit gesehen (so bei von Polenz 1985). Vor allem hier ergeben sich über die zentrale Rolle der semantisch relevanten Wissensrahmen Bezüge zur neueren kognitiven Semantik und zur linguistischen Epistemologie. Strukturelle Grundlage der Beschreibung von Satzbedeutungen sind dabei Prädikat-Argument-Strukturen, deren Analyse sich allerdings nicht auf die in Sätzen explizit ausgedrückten Elemente beschränken darf, sondern durch die durch Inferenzen (schlussfolgernde Verstehensleistungen) oder das allgemeine Sprach- und Weltwissen beigesteuerten Elemente ergänzt werden muss. – Der mit dem Aufkommen und der theoretisch-begrifflichen Ausdifferenzierung der Textlinguistik seit den 1970er Jahren ins Spiel gebrachten Forderung nach Entwicklung einer Textsemantik ist kaum eine nennenswerte Forschungspraxis gefolgt. Erst in jüngster Zeit (meist in Anlehnung an kognitive Bedeutungsmodelle) kann wieder eine leicht zunehmende Beschäftigung mit semantischen Textbeziehungen (Anaphern) festgestellt werden. (Vgl. zur vorstehenden Zusammenfassung ausführlicher Busse 2009, 22ff. und 111ff. und Busse 2011.)

Der empirische, analysierende oder beschreibende Zugang zu den *Bedeutungen* sprachlicher Einheiten (im Unterschied zum Zugang zu *Bedeutung* als Gegenstand der Theorie) ist bislang überwiegend als Zugang zu *Wortbedeutungen* erfolgt, und zwar meist im Rahmen der praktischen Lexikographie, also Wörterbucharbeit. Dabei ist jedoch zu beachten, dass „lexikalische Bedeutungen“, also die sog. Wortbedeutungen, wie sie in Wörterbüchern beschrieben werden, *konstruierte* Entitäten sind, deren realer ontologischer Status fraglich ist. „Lexikalische Bedeutung“ ist ein wissenschaftliches Konstrukt, also ein nur auf Definitionen und theoretischen Eingrenzungen beruhendes, durch wissenschaftliche Tätigkeit quasi „erzeugtes“ Phänomen. So macht es z. B. einen erheblichen Unterschied, ob mit dem Begriff „Wortbedeutung“ die konkrete Bedeutung eines Wortes im syntagmatischen und textuellen Zusammenhang eines konkreten Satzes oder Textes gemeint ist oder eine abstrakte Größe wie etwa „die Bedeutung des Wortes *Schule* im Deutschen“. (Man spricht hier auch von der *type*-Bedeutung vs. der *token*-Bedeutung. Oder in klassischen strukturalistisch-linguistischen Begriffen von der Ebene der *langue*-Bedeutung oder der *parole*-Bedeutung.) Und auch innerhalb dieser beiden Ebenen oder Spielarten von „Wortbedeutung“ macht es einen erheblichen Unterschied, ob man an die individuellen Kenntnisse einer einzelnen Person (z. B. das, was sich ein bestimmter Textverfasser oder Leser beim Schreiben/Lesen eines bestimmten Wortes vorstellt) denkt, oder jeweils an eine überindividuelle und damit soziale Größe, also etwas Abstraktes.

Die praktische lexikographische Semantik unterscheidet meist zwischen verschiedenen Teilbedeutungen oder „Lesarten“ (engl. *senses*) eines Wortes, die dann im Wörterbuch aufgelistet werden. (Auf die Formulierung einer übergreifenden „Gesamtbedeutung“ wird aus guten Gründen heutzutage verzichtet – obwohl so

etwas in manchen Theorien, die darin ihre Praxisferne beweisen, vehement gefordert wird.) Aber auch der extensionale Aspekt der Bedeutungen findet dort Eingang in Form von Beispielen für die Anwendungsmöglichkeiten eines Wortes, die in den meisten Wörterbüchern neben den Bedeutungsdefinitionen und -paraphrasen abgedruckt werden. Bei all dem ist äußerst wichtig, sich zu verdeutlichen, dass das, was im Wörterbuch abgedruckt ist, nicht „*die Bedeutung*“ eines Wortes ist, sondern nur eine unter verschiedenen möglichen Zugangsweisen zu etwas darstellt, welches als solches, als „Phänomen“ in der realen Welt, schlichtweg undarstellbar ist. Aufgrund seiner Vielgestaltigkeit als kognitives (epistemisches), soziales und sprachliches Phänomen gibt es nicht nur in der Theorie zum „Phänomen“ *Bedeutung* als solchem, sondern auch empirisch gesehen zu dem, was man langläufig die *Bedeutungen* einzelner sprachlicher Einheiten (größerer oder kleineren Umfangs) nennt, unterschiedlichste Zugangsweisen, die sich nicht alle nur wechselseitig ausschließen, sondern im Idealfalle auch ergänzen können zu einer Gesamtsicht auf einen höchst komplexen, multidimensionalen und multifaktoriellen Phänomenbereich.

6 Konstitution, Konstanz und Wandel von Bedeutungen

Das Phänomen (oder die Phänomenklasse) *Bedeutung* (sprachlicher Einheiten) ist nicht zureichend erfasst, wenn man nicht die Prozesse bzw. Teilaspekte der *Konstitution*, der *Konstanz* und des *Wandels* von Bedeutungen erklärt. Die meisten traditionellen Bedeutungstheorien (gleich ob sie ihre Wurzeln in Philosophie, Logik, allgemeiner Zeichentheorie oder Linguistik – heute auch: der Kognitionswissenschaft – haben) sind auf diese drei zentralen Aspekte kaum bis gar nicht eingegangen. Die drei Aspekte hängen zusammen über das, was als die *Konventionalität* der Bedeutungsrelation (Ausdrucks-Inhalts-Relation) identifiziert werden muss. Während der Hinweis auf die zentrale Rolle der Konventionalität für das Phänomen *Bedeutung* (oder *Zeichen* im sprachlichen Sinne) in der Theoriegeschichte der Semantik gelegentlich in pauschaler Weise erfolgt ist (so bei Saussure 1916, 11), so ist Fehlanzeige festzustellen hinsichtlich etwaiger Versuche, zu erklären, was genau sich hinter dieser Chiffre verbirgt. Dies ist erst im Zuge neuerer theoretischer Bemühungen, insbesondere im Rahmen der Konventionstheorie des analytischen Philosophen David K. Lewis (1969) erfolgt, der für mindestens zwei der drei Teilaspekte (nämlich *Konstanz* und *Wandel*) ein zureichendes Erklärungsmodell vorgelegt hat. Für den dritten Teilaspekt (*Konstitution* von Bedeutungen) kann man teilweise ebenfalls auf das Konventions-Modell von Lewis zurückgreifen (zumindest was den überindividuellen, regelbezogenen Teil des „Großphänomens“ *Bedeutung* angeht); zur vollständigen Erklärung muss man es aber um Ansätze ergänzen, die auch den individuellen Konstitutions-Aspekt erklären können (wie etwa die bedeutungstheoretischen Überlegungen von H. P. Grice 1957,

1968, die man als eine Art „Bedeutungs-Entstehungs-Theorie“ auffassen kann, und/oder kognitiv ausgerichtete Modelle, etwa auf der Basis der Schema-Theorie von Bartlett 1932). In eher metaphorischer und aphoristischer Weise sind alle drei genannten Aspekte im Kontext der sog. *Gebrauchstheorie der Bedeutung* des Philosophen Ludwig Wittgenstein (1953) erörtert worden.

Nach den Überlegungen von Grice (1968) entstehen „Bedeutungen“ im Sinne von lexikalisierten oder konventionalisierten *type*-Bedeutungen durch Prozesse der Verfestigung und Konventionalisierung aus *token*-Bedeutungen, die durch kommunikative Intentionen der Zeichenbenutzer beeinflusst sind. Den Umschlag von individuellen Äußerer-Intentionen zu überindividueller Interpretier- und Verstehbarkeit der Zeichen erklärt Grice mit einem Mechanismus (sozialtheoretisch gesprochen) wechselseitiger Erwartungen (sog. Erwartungs-Erwartungen) zwischen aktiven und rezipierenden Kommunikationspartnern, der im wesentlichen dem entspricht, was von Mead (1934) unter dem Begriff des „Generalisierten Anderen“ beschrieben wurde, und was in der Hermeneutik Schleiermachers (1838, 94, 169) als „sich hineinversetzen in den anderen“ bezeichnet wurde. Man könnte im Sinne von Grice und Mead den Begriff der *Bedeutung* (als lexikalisierte, konventionelle *type*-Bedeutung) dann auch erklären als ‚verfestigte überindividuell gültige Erwartbarkeit der Aktivierung spezifischer Wissensbestände als Reaktion auf das Wahrnehmen eines Zeichen-Tokens oder einer Kombination von solchen‘. Dabei betrifft die Aktivierung sowohl Äußernenden als auch Rezipierenden, da auch der Äußerer die Bedeutung, die im Rezipierenden zu evozieren er beabsichtigt, im Prozess des Äußerns in seinem eigenen Geist aktivieren muss (so übereinstimmend der Hermeneutiker Schleiermacher und der Gedächtnispsychologe Bartlett). Folgt man dem Frame-Semantiker Charles Fillmore, dann erweist sich die *Konstitution* von *Bedeutung* (im üblichen linguistischen Sinn) als Konventionalisierung bzw. überindividuelle Verfestigung des Evokationspotentials eines einzelnen Zeichen-*types*. (Evokationspotential meint dabei das Potential der kommunikativen Verwendung eines bestimmten Zeichens, in den Köpfen der Rezipienten regelmäßig und erwartbar die Aktivierung bestimmter zugehöriger Wissensbestände hervorzurufen.)

Die *Konstitution* von „Bedeutung“ hängt, wie man daran sieht, also bereits eng mit den Grundzügen der *Konventionalisierung* zusammen. Die relative gesellschaftliche *Konstanz*, die wir dem zuschreiben, was wir die (lexikalische) *Bedeutung* einzelner Sprachzeichen nennen, wird laut dem Konventionstheoretiker Lewis darin begründet, dass im geteilten Wissen einer Sprach- bzw. Kommunikationsgemeinschaft ein Fundus von Präzedenzfällen erfolgreicher interaktiver Zeichenbenutzung entsteht, der es geraten sein lässt, auch künftige Kommunikationsakte an den durch diesen Fundus begründeten Erwartbarkeiten auszurichten (und nicht davon abzuweichen). Es ist also die Abhängigkeit von (erfolgreichen) Präzedenzen, was dasjenige ausmacht, das uns unter statischer Betrachtung als *Konstanz* von Bedeutungen in einer Sprache erscheint. (Verbunden ist sie laut Lewis mit einem System wechselseitig geteilter Präferenzen. Dies zeigt wieder einmal, dass *Bedeutung* ohne *Sozialität*

nicht zu denken ist, vielmehr mit ihr intern, d. h. funktional wie begriffslogisch, engstens verflochten ist.)

Zur Erklärung des *Wandels* von Bedeutungen ist es dann nur noch ein kleiner Schritt. Da sich die Menge der (die Konvention letztlich tragenden, sie ausmachenden) Präzedenzfälle fortlaufend und ununterbrochen ändert, ist bereits dem, was wir die *Konstanz* der Bedeutung nennen, der *Wandel* und die *Wandelbarkeit* von Anfang an eingeschrieben: Alte Typen von Präzedenzfällen fallen fort, da sie (und Teile des mit ihnen verbundenen evozierten Wissens) in der alltäglichen Interaktion nicht mehr reproduziert werden, neue Typen von Präzedenzfällen kommen hinzu, integrieren neue Wissens Elemente und verschieben damit den Bereich des von der Zeichenform gesellschaftlich verlässlich Evozierbaren zunächst unmerklich und so, dass ein von den Gesellschaftsmitgliedern bewusst bemerkter „Bedeutungswandel“ oft erst nach längerer Veränderungsphase von ihnen auch explizit notiert wird. Anders, als es traditionelle wie auch modern-strukturalistische und formalistisch-logizistische Bedeutungstheorien implizit unterstellt haben, ist der Bedeutungswandel daher gar kein kompliziertes, schwierig zu erklärendes Phänomen, sondern durch und durch untrennbarer Bestandteil desjenigen Phänomens selbst, das wir *Bedeutung* (und *Konstanz* bzw. Beständigkeit von Bedeutung) nennen. (Zum Bedeutungsmodell von Grice siehe zusammenfassend Busse 1987, 122ff. und 1989; zur Konventionstheorie von Lewis 1969 ausführlich Busse 1987, 176ff., zum Zusammenhang mit der Gebrauchstheorie von Wittgenstein Busse 1987, 192ff., und zu Fillmore Busse 2012, 92ff.)

7 Methoden der Bedeutungsforschung

Angewandte Bedeutungsforschung war bislang (zumindest innerhalb der Sprachwissenschaften) fast immer allein oder weit überwiegend *Wort*bedeutungsforschung. Demgegenüber ist die Untersuchung von *Satz*bedeutungen, *Text*bedeutungen, *diskursiven* Bedeutungen bis heute eher marginalisiert. Man darf jedoch nicht übersehen, dass es auch außerhalb der Sprachwissenschaften immer eine – im 20. und 21. Jahrhundert stark intensivierte – wissenschaftliche Beschäftigung mit Phänomenen der Bedeutung gegeben hat und gibt. (Der Plural soll anzeigen, dass die Sprachforschung in den einzelnen Philologien, in der Allgemeinen Sprachwissenschaft und in der Psycholinguistik durchaus unterschiedlichen Ansätzen gefolgt ist und folgt, so dass von der Existenz einer „Gesamtsprachwissenschaft“ oder „Gesamtsemantik“ in keiner Weise die Rede sein kann.) So in der Begriffsgeschichte unterschiedlicher Disziplinen (Philosophie, Geschichtswissenschaft, Rechtswissenschaft), in den verschiedenen Interpretations- und Verstehenstheorien und Hermeneutiken (in Philosophie, Literaturwissenschaft, Kulturwissenschaften, Rechtswissenschaft, Sprachpsychologie, Kognitionswissenschaft), in der (historiographischen oder kulturwissenschaftlichen) Historischen Semantik generell, wie auch in Ansätzen zu einer gesellschaftstheoreti-

schen Semantik (wie etwa bei Luhmann und anderen) und generell der neueren und neuesten Soziologie mit ihrer Renaissance qualitativer interpretativer Verfahren.

Entsprechend den in Abschnitt 5 („Zugänge zu ‚Bedeutung‘ und zu Bedeutungen“) erläuterten unterschiedlichen Bedeutungstheorien können auch unterschiedliche methodische Zugänge in der Bedeutungsforschung unterschieden werden. Die Zerlegung von Wortbedeutungen in sog. *semantische Merkmale* (*Komponenten*, *Marker*, *Seme*) ist letztlich eine Fortsetzung und Systematisierung von herkömmlichen Vorgehensweisen bei der Bedeutungsbeschreibung in Wörterbüchern, aber auch bei der traditionellen Begriffsanalyse (Zerlegung in „Begriffsmerkmale“). War die ursprüngliche Idee dabei die Schaffung eines (eventuell sogar universalen) Sets von „Merkmalen“, mit denen man im Endziel die Bedeutungen aller Lexeme aller Sprachen der Welt beschreiben zu können hoffte, so erwies sich bald, dass die Erstellung eines solchen allgemein verwendbaren Inventars an Beschreibungsinstrumenten (oder Paraphrase-Ausdrücken) auf unüberwindliche Schwierigkeiten stößt. Es ist nachvollziehbar, dass diesem eher theoretisch motivierten Postulat keinerlei umfassende empirische Praxis gefolgt ist. In der logisch-semantischen Variante sind die semantischen Merkmale meist mit „Dingeigenschaften“ der von den Wörtern bezeichneten Sachen in der Welt gleichgesetzt worden (so z. B. Carnap 1956, 19f.); damit konnten aber Dingbeschreibungen (also enzyklopädische Beschreibungen) und Bedeutungsbeschreibungen nicht mehr auseinandergehalten werden. Auch erwies es sich als notorisch schwierig, mit einem solchen Modell die Bedeutungen von Wörtern für Nicht-Dinge (z. B. Abstrakta wie *Liebe*, *Demokratie*, *Eigentumsvorbehalt* usw.) angemessen zu beschreiben. In sozusagen ‚abgespeckter‘ Form, als nicht-universales Ad-hoc-Beschreibungsmittel eher intuitiver Art erfreut sich die Merkmalanalyse aber bis heute großer Beliebtheit. Eine der interessanteren Anwendungen einer merkmalerlegenden Bedeutungsanalyse ist das Isotopie-Modell des Strukturalisten A. J. Greimas (1966/1971), nach dem wiederkehrende semantische Merkmale in Sätzen, Satzreihen oder Texten eine eigene Bedeutungsebene eines Textes (sog. „Isotopie-Ebenen“) konstituieren – insbesondere für die Textsemantik nützliche Vorgehensweise.

Dem Strukturalismus entspringt auch die Untersuchung sog. *semantischer Relationen* wie Bedeutungsähnlichkeit/-identität (Synonymie), Bedeutungs-Über- oder Unterordnung (Hyponymie und Hyperonymie) und Bedeutungsgegensätze (Antonymie, Kontradiktion, Komplementarität), die allerdings ebenfalls nur sehr begrenzt als empirische Forschung ungesetzt wurde. Eine vergleichsweise etwas größere Zahl praktischer empirischer Analysen ist in Hinblick auf die ebenfalls einer strukturalistischen Idee entstammende Erforschung von *Wortfeldern* (oder *lexikalisch-semantischen Feldern*) entstanden.

Eine Hinwendung zu kognitiven Sichtweisen auf *Bedeutung* ist für die sog. *Prototypen-Semantik* festzustellen. Da diese Theorie aber lediglich den semantischen Merkmalen einen anderen Status zweist, nicht jedoch völlig auf die Merkmalsbeschreibung verzichtet, hat sie bislang nicht zu eigenen empirischen Methoden geführt. In Bezug auf Konkreta wären Bildwörterbücher eine der Prototypen-Idee am

nächsten kommende Methode der Bedeutungs-„Beschreibung“. Bei der Anwendung auf Abstrakta können prototypische Bedeutungen aber nur mit Text, also paraphrasierend, umschrieben werden. In der jüngsten Forschung werden häufig die ebenfalls kognitionswissenschaftlich inspirierten *Wissensrahmen*- oder *Frame*-Modelle (nach Fillmore 1982, Minsky 1974 oder Barsalou 1992) favorisiert (denen – insbesondere in der Gesprächsanalyse – auch das *Skript*-Modell nach Schank/Abelson 1977 zuzurechnen ist). Diese erlauben eine systematische Zerlegung von Bedeutungen in Wissensstrukturen, bei denen manche Wissens Elemente als fest, andere aber als variabel angenommen werden (sog. Leerstellen-Füllungen- oder slot-filler- oder Attribute-Werte-Strukturen).

Vom konkreten methodischen Vorgehen her können heute eher intuitiv-interpretative Bedeutungsanalysen von den in jüngster Zeit zunehmend stärker favorisierten quantitativ-korpusbasierten Untersuchungsweisen unterschieden werden. Konkret geht es dabei vor allem um unterschiedliche Formen der (semantisch nutzbaren) Datengewinnung. Hierbei wird insbesondere auf die *Distribution* einzelner Wörter (d. h. die Untersuchung der Typen von semantischen und syntaktischen „Umgebungen“, in denen einzelne Lexeme vorkommen) und dabei vor allem auf sog. *Kollokationen* (d. h. die semantischen Beziehungen zwischen einem untersuchten Wort und dem/den diesem unmittelbar benachbarten, mit diesem evtl. öfters wiederkehrende Kombinationen bildenden Wort/Wörtern) geachtet. Aber auch die Einbettung und Umgebung analysierter Wörter und ihrer Bedeutungen in *Satz*- oder *Prädikationsrahmen* stellt einen wichtigen Untersuchungsaspekt dar.

Hinsichtlich der Methoden, Modelle und Praxis der empirischen Bedeutungsfor schung sollte zwischen zwei Aspekten oder Untersuchungsinteressen unterschieden werden: *Bedeutungerschließung* und *Bedeutungsbeschreibung* (bzw. Bedeutungs darstellung). Geläufige linguistische, philosophische, logische, psychologische oder kognitivistische Bedeutungskonzeptionen haben ihre Aufgabe (neben der Theorie, worin stets ihr Schwerpunkt lag) meist eher oder nur in der *Bedeutungsbeschreibung* bzw. in der Darstellung beschriebener und bereits als bekannt vorausgesetzter Bedeutungen gesehen. Anders als die Hermeneutik (und verwandte mit Text- und Bedeutungsanalyse befasste Disziplinen, wie etwa die Literaturwissenschaft oder die juristische Auslegungslehre) haben es ihre Vertreter aber nicht als Aufgabe angesehen, dass Semantik auch einen Beitrag zur *Bedeutungerschließung* leisten könnte. D. h.: *Semantik* bzw. *Bedeutungsforschung* im weitesten Sinne war – wenn nicht ohnehin rein theoretisch ausgerichtet – nicht als bedeutungerschließende, d. h. *explikative* (so Busse 1991, 9f.) oder *interpretative* bzw. *Verstehens-Semantik* (so Fillmore 1985, 222) konzipiert. Hier gab und gibt es noch methodische und theoretische Lücken (Defizite und Desiderate), deren allmähliche Schließung im Zuge einer kulturwissenschaftlichen Erweiterung des linguistisch-semantischen Blicks (vgl. dazu Busse 2014) gerade erst begonnen hat. Insofern könnte die Semantik den eigentlichen Höhepunkt ihrer Leistungsfähigkeit und Phänomen-Aufschließung (trotz aller erreichten Erkenntnisse

und Deskriptionen in der bereits sehr umfangreichen Lexikographie und Forschung des 19. und 20. Jahrhunderts) durchaus noch vor sich haben.

8 Literatur

- Arnould, Antoine/Nicole, Pierre (1662): *Die Logik oder Die Kunst des Denkens*. Übers. Christos Axelos. Darmstadt 2005.
- Barsalou, Lawrence W. (1992): *Frames, concepts, and conceptual fields*. In: Adrienne Lehrer/Eva. F. Kittay (Hg.): *Frames Fields and Contrasts*. Hillsdale, N. J.
- Bartlett, Frederic C. (1932): *Remembering: A Study in Experimental and Social Psychology*. Cambridge.
- Busse, Dietrich (1991): *Textinterpretation. Sprachtheoretische Grundlagen einer explikativen Semantik*. Opladen.
- Busse, Dietrich (2007): *Sprache – Kognition – Kultur. Der Beitrag einer linguistischen Epistemologie zur Kognitions- und Kulturwissenschaft*. In: *Jahrbuch der Heinrich–Heine–Universität Düsseldorf 2006/2007*. Düsseldorf, 267–279.
- Busse, Dietrich (2009): *Semantik. Eine Einführung*. München (= UTB 3280 LIBAC Linguistik Bachelor).
- Busse, Dietrich (2011): *Art. „Semantik“*. In Helmut Reinalter/Peter J. Brenner (Hg.): *Lexikon der Geisteswissenschaften. Sachbegriffe – Disziplinen – Personen*. Wien/Köln/Weimar, 725–734.
- Busse, Dietrich (2012): *Frame-Semantik – Ein Compendium*. Berlin/Boston.
- Busse, Dietrich (2014): *Kulturwissenschaftliche Orientierungen in der Sprachwissenschaft*. In: Ludwig Jäger u. a. (Hg.): *Sprache – Kultur – Kommunikation. Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft*. (Handb. zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft) Berlin/New York.
- Carnap, Rudolf (1934): *Logische Syntax der Sprache*, Wien, 2. Aufl. 1968.
- Carnap, Rudolf (1947): *Meaning and Necessity*. Chicago/London 1947, erw. Ausg. 1956.
- Erdmann, Karl Otto (1900): *Die Bedeutung des Wortes*. Wiederabdruck in: Ders.: *Die Bedeutung des Wortes. Aufsätze aus dem Grenzbereich der Sprachpsychologie und Logik*. Leipzig 1925.
- Frege, Gottlob (1891): *Funktion und Begriff*. In: Ders.: *Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien*. Hg. u. eingel. v. G. Patzig. 5. Aufl. Göttingen 1980, 17–39.
- Frege, Gottlob (1892): *Über Sinn und Bedeutung*. In: Ders.: *Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien*. Hg. u. eingel. v. G. Patzig. 5. Aufl. Göttingen 1980, 40–65.
- Fillmore, Charles J. (1982): *Frame Semantics*. In: *The Linguistic Society of Korea (ed.): Linguistics in the Morning Calm*. Seoul, 111–137.
- Greimas, Algirdas Julien (1971): *Strukturelle Semantik*. Braunschweig.
- Grice, Herbert Paul (1957): *Meaning*. In: *Philosophical Review* 66, 311–388. (Dt. in: Georg Meggle (Hg.): *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*. Frankfurt a. M. 1979, 2–15.)
- Grice, Herbert Paul (1968): *Utterer's meaning, sentence-meaning and word-meaning*. In: *Foundations of Language* 4, 225–242. (Dt. in: Georg Meggle (Hg.) (1979): *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*. Frankfurt a. M., 85–111.)
- Grice, Herbert Paul (1969): *Utterer's meaning and intentions*. In: *Philosophical Review* 78, 147–177. (Dt. in: Georg Meggle (Hg.) (1979): *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*. Frankfurt a. M., 16–51.)

- Grice, Herbert Paul (1975): Logic and conversation. In: Peter Cole/Jerry L. Morgan (eds.): *Syntax and Semantics Vol. 3: Speech Acts*. New York/San Francisco/London, 41–58. (Dt. in: Georg Meggle (Hg.) (1979): *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*. Frankfurt a. M., 243 – 265.)
- Hörmann, Hans (1976): *Meinen und Verstehen. Grundzüge einer psychologischen Semantik*. Frankfurt am Main.
- Humboldt, Wilhelm von (1820): Ueber das vergleichende Sprachstudium. Zitiert nach: Ders.: *Über die Sprache. Ausgewählte Schriften*. Herausgegeben von Jürgen Trabant. München 1985.
- Leibniz, Gottfried W. (1704): *Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand*. Hamburg 1996. (Originaltitel: *Nouveaux Essais sur L'entendement humain*.)
- Lewis, David K. (1969): *Convention. A philosophical study*. Cambridge, Mass. (Dt.: *Konventionen. Eine sprachphilosophische Abhandlung*. Berlin 1975).
- Locke, John (1690): *Versuch über den menschlichen Verstand: in vier Büchern*. Hamburg 1988, 2002.
- Lyons, John (1983): *Die Sprache*. München.
- Mead, George Herbert (1934): *Mind, Self and Society*. Chicago. (Dt.: *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt a. M. 1968)
- Minsky, Marvin (1974): *A framework for representing knowledge*. In: *Artificial Intelligence Memo No. 306*, M. I. T. Artificial Intelligence Laboratory. [Dt. in: Dieter Münch (1992) (Hg.): *Kognitionswissenschaft. Grundlagen, Probleme, Perspektiven*. Frankfurt am Main, 92–133]
- Peirce, Charles Sanders (1903): *Phänomen und Logik der Zeichen*. Hg. u. übers. v. H. Pape. Frankfurt a. M. 1993. [Nummern beziehen sich auf die Zählung der *Collected Papers*]
- Putnam, Hilary (1979): *Die Bedeutung von „Bedeutung“*. Frankfurt am Main.
- Polenz, Peter von (1985): *Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens*. Berlin/New York.
- Rosch, Eleanor (1978): *Principles of categorization*. In: Eleanor Rosch/Barbara B. Lloyd (eds.): *Cognition and Categorization*. Hillsdale N. J., 27–48.
- Russell, Bertrand (1903): *The Principles of Mathematics*. Cambridge.
- Saussure, Ferdinand de (1916): *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Herausgegeben von Charles Bally und Albert Sechehaye. Übersetzt von Herman Lommel. 2. Auflage. Berlin 1967 (franz. Original 1916; dt. zuerst 1931).
- Schank, Roger C./Robert P. Abelson (1977): *Scripts, Plans, Goals and Understanding: An Inquiry into Human Knowledge Structures*. Hillsdale N. J.
- Schleiermacher, Friedrich D. E. (1838): *Hermeneutik und Kritik. Mit einem Anhang sprachphilosophischer Texte Schleiermachers*. Hg. von M. Frank. Frankfurt a. M. 1977 (stw 211).
- Wittgenstein, Ludwig (1971): *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt am Main.